

## Die kommende Ernte — unser Sieg.

Von Professor Dr. Karl Hoffmeister.

Als kürzlich die Teilnehmer an der Tagung des Deutsch-österreichisch-ungarischen Wirtschaftsverbandes in München durch die in köstlichem, fettem Grün prangenden Gefilde Nieder- und Oberösterreichs, Salzburgs und Bayerns fuhren, da konnten auch diejenigen, die vor dem Kriege der Landwirtschaft überhaupt und dem Saatenstande insbesondere recht fremd gegenüberstanden, ihre helle Freude über die üppig wogenden Saaten und den dicht stehenden Graswuchs der Wiesen nicht verbergen. Und mit befriedigtem Lächeln meinte einer: „Es sieht ja ganz entzückend aus in unserm Wirtschaftsgefängnis, von dem die Ententeblätter sich fortwährend durch — nur in ihrer Phantasie bestehende — Wiener, Budapest, Münchner und Berliner Berichterstattung melden lassen, daß ein grausiger Hungertod durch die Gefilde der Zentralmächte schreite, täglich reiche Ernte haltend und Tausende von Menschen und Tieren dahinnaffend.“ „Ja, es muß der armen Entente wirklich schon recht schlecht gehen, daß sie zu solchen ungeheuerlichen Lügen ihre Zuflucht nimmt,“ meinte ein anderer, der sich ebenfalls durch den Augenschein überzeugte, einer wie guten Ernte wir in den allernächsten Wochen bereits entgegengehen. Da ergriff ich selber das Wort und erzählte, wie mich kürzlich mein Weg nach Tirol führte, wo ich einen bäuerlichen Kleinbesitz mein Eigen nenne und wohin ich, da ich selbst Kriegsdienst geleistet hatte, seit zwei Jahren nicht mehr gekommen war. Und ich gestand offen, daß ich mich einer gewissen Mangelhaftigkeit nicht erwehren konnte, als ich mich dem Herzen von Tirol näherte. Wie würde das Land aussehen, dessen Bodenbeschaffenheit die allerhärteste Arbeit dem Behauer auferlegt, das Land, das noch dazu zum Kampfe gegen den treubruchigen welschen Erbfeind vom Anfang an alle seine arbeitsfähigen Männer freiwillig zu den Fahnen gestellt hatte? Ich war angenehm enttäuscht: trotzdem das Bergland die meiste menschliche Arbeitskraft verlangt, war Tirols Landwirtschaft so gut versorgt wie nur je vorher. Weiber, Kinder und nicht zuletzt die — gefangenen Russen haben es fertiggebracht, daß der Boden heute bis zum allerletzten Fleckchen voll ausgenützt ist. Ein milder, zeitig einsetzender Frühling und weiterer guter Witterungsverlauf haben das übrige getan: auch dort stehen die Saaten und Wiesen glänzend.

Es ist anzunehmen, daß die teuflischen Erfinder des Aushungerungsplanes, als die russischen Millionenheere zuerst in den masurenischen Gefilden und dann im Frühjahr 1915 nach der Gorlice-Schlacht zusammenbrachen und schließlich weit über eine Million Gefangene in den Händen der Zentralmächte gelassen hatten, sich vielleicht damit trösteten, daß auch dies noch seine gute Seite für die Entente habe, da die Zentralmächte, mit der Erhaltung so vieler Eiser belastet, um so früher der Aushungerung verfallen müßten. Aber auch bei uns konnte man angesichts der oft von Tag zu Tag ins Gigantische wachsenden Ziffern von Gefangenen öfter die bange Frage hören, ob uns nicht diese Riesensmassen „unkörperlicher Eiser“ das Durchhalten sehr erschweren würden. Heute, deren sie landwirtschaftliche Produktion und deren Bedürfnisse genauer bekannt waren, dachten allerdings entgegengesetzt: sie wußten, daß alles auf die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft ankomme, und hatten daher nur die eine bange Sorge gehabt, wie die schon zu Friedenszeiten an Arbeitermangel leidende Landwirtschaft nunmehr nach Wegnahme so vieler menschlicher und tierischer Arbeitskräfte

ihren Betrieb unermindert aufrecht erhalten könnte. An dieses stille, unscheinbare Ringen um die Schätze der Erde lag aber nicht minder der Sieg gekettet, wie an den Ausgang des Titanenkrieges an allen Fronten.

Und da bewährte sich auf einmal die ungeheure Gefangenenzahl, und namentlich der Umstand, daß sie zum Großteile aus Russen bestand: sie rettete zusammen mit der unermüdbaren Arbeit der Frauen und halbwüchsigen Kinder, die herzhafte alle Arbeiten taten, die bisher ausschließlich Domäne der Männer waren, den Vollertrag der Landwirtschaft und ermöglichte uns — nun schon im zweiten Erntejahr — das siegreiche Bestehen gegenüber dem Aushungerungsplan. Sehr zuvuntern kam uns der Umstand, daß, wie bemerkt, der Großteil unserer Kriegsgefangenen aus Russen besteht; Rußland ist ja ein reiner Agrarstaat, der weitaus größte Teil seiner Bevölkerung sind daher Bauern. Dabei ist das russische Volk zum überwiegenden Teil gutmütig, wenn es auch noch nicht den Spruch der modernen kapitalistischen Staaten kennen gelernt hat, daß Zeit Geld sei. Ich habe oftmals Hunderte von gefangenen Russen zu beschäftigen gehabt und habe ihnen die verschiedenartigsten Arbeiten zugewiesen. Sie waren immer willig und — von ihrer langsamen Art abgesehen, die nun einmal zu ihrer Natur gehört — auch fleißig und äußerst anhänglich. Am glücklichsten aber waren sie, wenn man sie zu landwirtschaftlichen Arbeiten verwendete. Da erst fanden sie sich selber wieder, wurden wieder die Menschen, die sie in der Heimat waren, als sie Väterchens blutigen Waffenrock noch nicht zu tragen verdammt waren, und fühlten sich halb schon wieder der Heimat und ihrer bürgerlichen Existenz zurückgegeben. Und wenn sie einmal länger auf ein und demselben Bauerngut bei uns arbeiten und die reichen Früchte ihrer Arbeit sehen, so fühlen sie sich fast verwachsen mit ihrem Werke und glücklich über dasselbe. Diesem freudigen Aufgehen unserer Gefangenen in ihre landwirtschaftliche Tätigkeit verdanken wir nebst dem mutigen, kraftvollen Einspringen der Frauen für ihre Männer und der Kinder für ihre weit draußen im Feindesland kämpfenden Väter den Sieg über den gefährlichsten und teuflischsten Plan unserer Feinde, der im Jahre 1915 noch durch einen für die Saaten höchst ungünstigen Witterungsverlauf unterstützt wurde, so daß die Ernte des vorigen Jahres direkt als schlechte bezeichnet werden muß. Aber gerade deshalb dürfen wir in dem jetzigen Augenblick, da im Süden unserer Monarchie das fette Grün der üppig wogenden Saaten bereits in das reife Goldgelb übergegangen ist und wir unmittelbar vor einer neuen reichen Ernte stehen, gekostet und mit Gewißheit den Ausspruch tun: Wenn sie uns nach der schlechten Ernte des Jahres 1915 nicht auszuhungern vermöchten, dann ist dies überhaupt unmöglich, dann bleibt der Entente nur mehr die Hoffnung auf ihre Waffen, auf die sie bisher — wie die Tatsachen gezeigt haben: berechtigterweise — weniger vertraute als auf ihren famosen Aushungerungsplan.

Es wäre jedoch ungerecht, wollte man in dem großen Kampfe um die neue Ernte und damit um unsern entscheidenden Sieg nur allein der ländlichen Bevölkerung gedenken: Auch unser Wien ist „agrarisches“ geworden. Nicht nur etwa in dem Sinn, daß jetzt auch alle diejenigen, die früher keine Ahnung von den Nahrungsmittelpreisen, -provenienzen und -erzeugungsmethoden hatten und haben wollten, heute sich mit all diesen Dingen sehr intensiv beschäftigen, sondern auch in recht werktätiger Form ist die Stadtbewölkerung, wo sie nur kann, agrarisch tätig: Wer mit offenen Augen seine Spaziergänge nach der Peripherie

Wiens und in die nahen Sommerfrischen richtet, dem kann die große Veränderung gegen früher nicht entgehen. Früher waren die Wiesen in den Sommerfrischen — sehr zum Scherz ihrer Besitzer — ein beliebter Zummelplatz des Wiener Publikums, die bloß zum Lagern, Spielen und Blumenpflücken geeignet schienen. Heute hingegen weiß jeder Wiener, was dieser grüne Schatz der Erde für ihn, für die andern und für das ganze schöne Vaterland bedeutet. Und darum sehen wir heute allenthalben die Sommerfrischler an den landwirtschaftlichen Arbeiten mit einem Eifer und Ernst sich beteiligen, als ob es immer so gewesen wäre und gar nicht anders sein könnte. Auch die früher stets unbebaute Peripherie Wiens hat ihr Antlitz verändert: Tausende von Schrebergärtchen nützen heute den Boden, der früher einzig und allein bloß den Zweck hatte, solange brach zu liegen, bis er zum Bauplatz herangereift wäre. Und es sind keineswegs nur die Armen, die ihr Haushaltsbudget mit Eigenproduktion von Gemüse verbessern wollen; nein, es ist ein durch die ganze Bevölkerung gehender Zug von tiefem Pflichtgefühl, mitzurufen an dem größten Lebenskampf, der jemals ausgefochten wurde, seit es Menschen auf dieser Erde gibt. Und wenn ich durch die Willenwiertel Wiens wandre, sehe ich mit innigem Behagen, wie auch die Wohlhabenden, denen ihre Gärten früher nur zur Bequemlichkeit dienten, nun in dem Boden die große Nährmutter kennen und schätzen lernten. So sehe ich beispielsweise fast jedesmal, wenn mich mein gewohnter Spaziergang von der Türkenschanze nach Pöchlinsdorf führt, in der Glanzinggasse, gegenüber dem Jubiläumshaus „Für das Kind“, in einem Willengarten eine Dame der besten Stände eifrig in ihre Arbeit mit Haxe und Schaufel vertieft. Und ich weiß doch ganz genau, daß diese Dame früher die Gartenwerkzeuge, mit denen sie heute so sicher hantiert, kaum dem Namen nach kannte. Unser Wien ist eben in seinen alten Tagen „agrarisches“ geworden, und seine Frauen gehen voran, im kleinen Bereich ein großes Werk wirkend. Und da erinnere ich mich wieder des Wortes, das jüngst auf der Fahrt München-Wien fiel: Es sieht ja ganz entzückend aus in unserm Wirtschaftsgefängnis!

Davon wollen sich nun allerdings die Ententepolitiker nicht überzeugen und setzen weiter ihre wahnwitzige Hoffnung auf etwas, das ja doch nie zutreffen wird. Warum lassen sie unser „Wirtschaftsgefängnis“ nicht so, wie man ja auch andre Gefängnisse, zum Beispiel die Gefangenenlager, durch Neutrale inspizieren läßt, besetzen? Mögen sie wirklich Neutrale herbesenden, die unparteiisch unsere Lückenlos bestellten Felder betrachten, jene Felder, die in wenigen Wochen reichen Erntesegen spenden werden, und diese objektiven Beobachter werden es der gesamten Welt verkünden müssen, daß unsere Unbesiegbarkeit wieder für ein volles Jahr wahrleistet ist.